

**C A S
S A N
D R A**

02/2022

Aus dem Inhalt:

**Stellungnahmen zum Krieg
gegen die Ukraine**

Beiträge von

Artur Becker, Dorothea
Dieckmann, Olga
Grjasnowa, Marko Martin,
Daniel Odija, Robert
Prosser, Jochen Rausch,
Markus Stromiedel, Jürgen
Wertheimer, Monika
Wolting

Literatur & Krise

Newsletter des
Cassandra-Projektes

Prof. Dr. Jürgen Wertheimer

Universität Tübingen

juergen-wertheimer@projekt-cassandra.net

Aufruf des deutschen PEN

World writers in solidarity with Ukraine

To our friends and colleagues in Ukraine,

We, writers around the world, are appalled by the violence unleashed by Russian forces onto Ukraine and urgently call for an end to the bloodshed.

We stand united in condemnation of a senseless war, waged by President Putin's refusal to accept the rights of Ukraine's people to debate their future allegiance and history without Moscow's interference.

We stand united in support of writers, journalists, artists, and all the people of Ukraine, who are living through their darkest hours. We stand by you and feel your pain.

All individuals have a right to peace, free expression, and free assembly. Putin's war is an attack on democracy and freedom not just in Ukraine, but around the world.

We stand united in calling for peace and for an end to the propaganda that is fueling the violence.

There can be no free and safe Europe without a free and independent Ukraine.

Peace must prevail.

Robert Prosser

Die beispiellose Aggression Putins macht Angst, macht wütend und sie macht sprachlos. Gerade diese Sprachlosigkeit fordert heraus, zuzuhören, aufzuzeichnen, da zu sein für die Menschen in der Ukraine. Der Zeitpunkt wird kommen, wo solche Erzählungen ein Weg sein werden, um wider die Propaganda und den Nationalismus einen neuen Dialog zu fördern – und diesen zu ermöglichen, das, glaube ich, ist eine der Stärken der Literatur.

Robert Prosser, österreichischer Autor, Texte: „Phantome“ 2017, „Gemma Habibi“ 2019, „Beirut im Sommer: Journal 2020“

Olga Grjasnowa

Es gibt nicht genügend Worte, um das Leid zu beschreiben, das der Krieg gegen die Ukraine über Menschen bringt. Es ist ein völlig idiotischer Angriffskrieg, der nicht nur die Ukraine, sondern auch Russland vernichten könnte.

Olga Grjasnowa, deutsche Autorin, Texte: „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ 2012, „Gott ist nicht schüchtern“ 2017, „Der verlorene Sohn“ 2020

Artur Becker

2013 publizierte ich den Roman „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“, im Epilog wird auf wenigen Seiten die Zukunft Europas und der Welt beschrieben, wo auch ein Krieg mit Russland geschildert wird. Nein, natürlich bin ich kein Prophet, ich misstraue der Prophetie, dem Messianismus, dem Historismus. Aber Visionen in der fiktiven Literatur, Belletristik spiegeln unseren Intellekt wider, die Vorstellungskraft, die kreative Imagination und vor allem unsere Analysen, die rational sind oder aus dem Unterbewussten ans Licht treten.

Was den jetzigen Krieg angeht, kann ich Folgendes sagen: Es zerreißt mir mein kosmopolnisches Herz, dass die Ukraine, unser Nachbar im Osten Europas, der ein souveräner Staat ist, mit diesem Aggressor einen militärisch ungleichen Kampf führen muss: einem Aggressor, der die Verbrechen des Stalinismus nicht verarbeitet hat und der die Geschichte der Ukraine propagandistisch manipuliert – historische Fakten verdreht oder ganz einfach unter den Teppich kehrt. Die Ukraine wird Putin und seinem Russland diesen militärisch vollkommen sinnlosen Überfall nie verzeihen. Nie! Die Ukraine – sollte es auch noch viele Jahre dauern, was ich nicht hoffen will – wird so lange kämpfen, bis sie wieder ein souveräner Staat wird. Kurz gesagt: Das Putin'sche Regime hat diesen Krieg gegen *seine* Brüder und Schwestern bereits am Tag der Invasion am 24. Februar 2022 verloren.

Artur Becker, deutsch-polnischer Autor, Essayist und Übersetzer, Texte: „Kosmopolen. Auf der Suche nach einem europäischen Zuhause. Essays“ 2016, „Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken“ 2008, „Drang nach Osten“ 2019

Europa nach dem Krieg

(Jürgen Wertheimer)

Es ist höchst erstaunlich. Noch vor ein paar Tagen herrschte großes Rätselraten über die Pläne Putins. Jetzt schießen allenthalben Experten aus dem Boden, die allesamt behaupten, genau gewusst zu haben, was sich anbahnt.

Tatsache ist: Das Grübeln über verpasste Möglichkeiten und übersehene Vorzeichen hilft im Moment der Eskalation wenig und das gilt ebenso für Schuldzuweisungen jeder Art. Es ist trist genug, einmal mehr erlebt zu haben, dass die gewaltigen Datenmengen, die die Geheimdienste – Satelliten- und KI-gestützt – seit Monaten sammeln, im Grund nichts bewirkten. Jedenfalls den Westen nicht daran hinderten, sehenden Auges in jede der von einem gerissenen, strategisch eiskalt denkenden Usurpator aufgestellte Falle zu tappen.

Man fragt sich nach all dem, ob unser Werkzeugkasten an Prognose-Tools möglicherweise doch nicht so komplett ist, wie wir glauben, ob wir nicht irgendetwas Wichtiges vergessen haben?

In der Tat, wir haben etwas vergessen: Den gesamten Chor der Cassandra-Stimmen aus dem Bereich der Kultur. So als ob die Stimmen von Musik und Theater, Film und Literatur nicht ständig Signale der Warnung senden würden. Als würden sie nicht entscheidende Informationen über die wirklichen Gefühle der Menschen, die an den Bruchzonen der Systeme leben, übermitteln und damit Hinweise auf die der Politik und Diplomatie oft unzugänglichen Sedimente der Mentalitäten geben. In seinem Roman „Moscoviada“ läßt Jurij Andruchowjtsch seinen Kiewer Protagonisten Otto bereits vor 30 Jahren in die Ab- und Unterwelt des Sowjetsystems im wahrsten Sinne des Wortes eintauchen und letztlich auch in ihnen untergehen. Seine geplante Rückfahrt nach Kiew wird zu einem Menetekel, das die tragischen Entwicklungen der Gegenwart nahezu halluzinatorisch antizipiert.

An warnenden Stimmen hat es also nie gefehlt. Aber man hat diese Stimmen überhört, obwohl, vielleicht weil sie oft Jahre vor einer Eruption das Grollen im Untergrund hörbar, spürbar machen. Weil sie den Sound der Erregung, der Ängste, der Bedürfnisse der Menschen übermitteln. Weil sie zum Umdenken, zum Nachdenken, zum Handeln führen würden. Weil sie zur Erkenntnis führen würden, dass nicht die sogenannten

„Fakten“, sondern „Fiktionen“ unsere Wirklichkeit bestimmen.

So auch jetzt. Während die Experten aus Politik und Militär über den Ausgang des Krieges spekulieren, wäre es dringend geboten, sich bereits jetzt Gedanken über die Monate und Jahre danach zu machen. Und den fatalen Kreislauf des Wartens auf die nächste Finte des Kremlstrategen zu durchbrechen.

Ob Herta Müller oder Svetlana Alexijewitsch, ob Olga Tokarczuk, Serhij Zhadan oder Jurij Andruchowjtsch – bei aller Unterschiedlichkeit der Positionen im Einzelnen: Alle stimmen in der Kernaussage überein, dass ihre Länder sich im Zustand heilloser innerer Gespaltenheit befinden. Selbst bei der extrem systemfeindlichen Svetlana Alexijewitsch gibt es Momente einer fast nostalgisch getönten Erinnerung an die große sowjetische Zeit. Europa ist und bleibt für die allermeisten ein vager Hoffnungsschimmer, freilich vollgesogen mit enttäuschten Erwartungen.

Nach dem Krieg – wie immer er endet – wird die Orientierungslosigkeit, werden die inneren Widerstände und Widersprüche nur noch mehr an die Oberfläche treten. Es wird mit Sicherheit keine Zeit der eindeutigen Zuordnungen sein. Wer immer dann an den Verhandlungstischen sitzt, um an einer neuen Friedensordnung zu basteln, wäre gut beraten, wenn er/sie folgende indirekten „Einflüsterungen“ der Kulturschaffenden ins Kalkül ziehen würde.

1) Wir müssen den Umgang mit hybriden Realitäten lernen. Die meisten Länder Osteuropas, ob Estland, Lettland, Litauen, die Ukraine, Polen oder Moldavien leben seit Jahrzehnten, häufig seit Jahrhunderten, im Zustand tiefer, innerer Gespaltenheit. Oft nur unterschwellig – aber im Spiegel der Künste erkennbar. So zeigt etwa Olga Tokarczuk in Ihren „Jakobsbüchern“ Territorien mit sieben Grenzen, fünf Sprachen und drei große Religionen vermeintlich unter dem Zeichen eines Landes vereint. Wie sie zeigt, eine äußerst trügerische Vereinigung. 2015 stellt Szczepan Twardoch in „Drach“ die Trennlinien zwischen Polen, Deutschen, Juden, Schlesiern und Schlesien dar. Eigentlich herrscht immer ein verdeckter Kriegszustand. Auch wenn es oft nur ein Krieg der Wörter ist – Wörter einer verhassten und gewaltgeladenen Sprache. Auch unter der Illusion temporärer Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Seite schwelen Konflikte weiter. Es macht deshalb keinen Sinn, auf eindeutige Zugehörigkeit zu pochen, wenn Patchwork-Identitäten die Signatur der Wirklichkeit darstellen. Hybride Realitäten brauchen

hybride politische Antworten und Strukturen. Jetzt wie die EU zu sagen „wir wollen Euch drin“ bzw „ihr müßt noch warten“ ist die größtmögliche strategische Ungeschicklichkeit.

2) Wir müssen Europa zu einem Kontinent der Ambiguitäten umbauen. Ob wir es wollen oder nicht, ein Gürtel „neutraler Zonen“ zwischen den östlichen und westlichen Teilen Europas, also Russlands und Kerneuropas, muss ernsthaft angedacht werden. Neutralität ist dabei nicht mit Schwäche gleichzusetzen, sondern entspricht dem Status eines Privilegs. Die erwähnten Länder fungieren gleichsam als Scharniere, die Europa zusammenhalten. Als Brücken und Transiträume zwischen den Systemen. Offen nach beiden Seiten, geschützt von beiden Seiten. Eine Illusion werden viele sagen, denen alleine der Begriff der „Neutralität“ Schauer der Bündnistreue über den Rücken jagt. Dennoch sollte man mit dem Versuch dieses Brückenbaus beginnen und sein Potential ausloten. Wie dies z.B. Andrzej Stasiuk in seinen „Der weiße Rabe,“ (1998), seinen „Galizischen Geschichten“ (2002), „Unterwegs nach Babadag“ (2005) und „Der Osten“ (2015) tut. Er entwirft darin exemplarisch die Vorstellung einer Einheit aller Regionen süd-östlich von Polen.

3) Wir müssen es lernen, Europa als bewegliches, fluides System zu begreifen. Europa hat immer am besten als offenes System funktioniert. Eingezwängt in starre, strikt voneinander separierte Zonen und getrennt durch scharfe Grenzen, kommt es fast zwangsläufig zum Aufstauen und zur Blockade kultureller Energien. Kultur beweist permanent, dass es auch anders geht: Vielstimmigkeit, Unterschiedlichkeit, trügerische Ähnlichkeiten und scheinbare Unvereinbarkeiten gehören zu ihrer Grundlage. Transkultureller Austausch darf nicht nur auf den Feldern von Kunst und Kultur stattfinden – er muss in einem überlebensfähigen, auf Heterogenität fußenden Europa zur Grundlage auch der politischen Agenda werden. Was passiert, wenn anders gedacht wird, steht in Vladimir Sorokins „Manaraga“ (2017): Europa zerfällt in kleine Einheiten: Republiken, Diktaturen, Monarchien und Bücher ersetzen Holzkohle.

4) Wir müssen es lernen, Europa von seinen Rändern her zu ordnen und zu verstehen. Und seine unterschiedlichen Narrationen und Stimmungen dort ernst zu nehmen. Julia Kissina zeigt in „Elephantinas Moskauer Jahre“ (2016), dass Prägungen und Mentalitäten, wie der russische „Kosmopolitismus“

von früher letztlich noch immer nichts an Aktualität eingebüßt haben. Von unersprießlichen Alternativen hierzu, von nicht enden wollenden Kriegen und Bürgerbewegungen am Rande Europas (Berg Karabach) schreibt Olga Grjasnowa 2012 in „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. Nur wenn es uns gelingt, den baltisch-osteuropäischen wie den Balkanraum, aber auch die Regionen Nordafrikas und des Mittelmeerraums so zu integrieren, dass ihre Autonomie und Eigenständigkeit gewahrt bleibt, wird es gelingen, Konfliktpotential zu absorbieren und entstehende Spannungen im Vorfeld abzufangen. Dazu bedarf es keiner Grenzzäune, sondern intelligent angelegter Grenzräume und nicht nur hektischer Aufrüstung – deren Umsetzung Jahre dauert –, sondern das Leben der Menschen verbessernder, großzügig angelegter Freihandelszonen.

All diese Maßnahmen können kleine Beiträge zum Vermeiden dessen sein, was wir nun drastisch erleben. Ohne eine neue, vielleicht artistisch komplizierte Balance im Verhältnis zu Russland wird das alles nicht viel nutzen. Vladimir Sorokin skizziert in „Der Tag des Opritschniks“ (2006) die Wucht dieses bedrohlichen Potentials, das nicht allein an der Figur eines angeblich paranoiden Putin festzumachen ist: In seinem Roman dirigiert 2027 ein fiktiver, brandgefährlicher Handlanger der Macht, die „russische Bärin“. Auch in Viktor Jerofejews „Enzyklopädie der russischen Seele“ (2021) sucht das zerrissene Russland nach einer mythischen Figur: dem Grauen, um wieder zu einer Großmacht zu werden. Von der Verführbarkeit des Menschen, wenn die Gier nach Macht zum stärksten Motiv seines Handelns wird, erzählt Viktor Martinowitsch in „Revolution“ (2021).

Es wäre schön, wenn dieses „modest proposal“ und die warnenden Stimmen der Autor:innen Eingang in das Denken der Entscheidungsträger finden könnten.

(unter Mitarbeit von Monika Wolting)

Das Opfer der Ukrainer

(Daniel Odija)

Der Heldenmut der Ukrainer verändert das Gesicht dieser Welt. Was auch immer das Ende des Krieges sein mag, der Diktator hat bereits verloren. Er wurde international verurteilt, nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. Alle hatten Angst vor seiner Drohung, Atomwaffen einzusetzen. In den vergangenen Jahrzehnten haben wir den Geschmack des Lebens in friedlichen Räumen und Zeiten kennengelernt. Ich wollte auch glauben, dass die Pandemie, die uns seit zwei Jahren das Leben schwer macht und viele tötet, uns gezeigt hat, das Leben zu respektieren. Aber heute sehen wir etwas Schreckliches, etwas, das schon immer erschreckend war. Der Mensch tötet den Menschen. Im großen Stil. Jeder Kriegstag wird mit dem Blut der Ukrainer und Russen besiegelt. Das Blut, das ein einsamer alter Mann vergießt, der sich dem Grab nähert und möglichst viele Opfer mitziehen will. Leider wird sein Name in die Geschichte eingehen, auch wenn ich ihn in diesen wenigen Sätzen bewusst weglasse. Es wird auch in die Literatur aufgenommen werden, obwohl die Literatur in den Zeiten des Krieges stirbt. Sie gedeiht nur in Friedenszeiten, auch wenn sie sich auf die größten Tragödien konzentriert. Es wird Tonnen von Sätzen darüber geben, was jetzt passiert. Aber keiner von ihnen wird die Last des Leidens zeigen können, die die Ukraine zu tragen hat. Sie werden jedoch eine Warnung sein. So wie die Zeugnisse des Zweiten Weltkriegs bis heute verhindert haben, dass ein erneuter Krieg die ganze Welt beherrscht. Ohne das Opfer der Ukraine hätten wir uns möglicherweise lange Zeit der Illusion hingegeben, dass nichts passiert ist und der Diktator ein netter Mensch ist, mit dem es sich lohnt, Geschäfte zu machen. Wir wissen jetzt, dass der Diktator ein Todesbringer ist. Die Ukrainer zeigen, dass es möglich ist, ihm seine Waffe aus der Hand zu schlagen und in Europa für die nächsten Jahrzehnte Frieden zu stiften. Wir müssen sie mit all unserer Kraft unterstützen. Und wir tun das. Unser aller Schicksal hängt davon ab. Taten werden immer stärker sein als Worte.

Daniel Odija, polnischer Autor, Texte: „Auf offener Straße“ 2012; „Das Sägewerk“ 2006

Sind Worte der richtige Weg?

(Markus Stromiedel)

Es ist ein bedrückender Moment, zu erwachen und begreifen zu müssen, dass in Europa gut 75 Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges und knapp 25 Jahre nach den Kriegen auf dem Balkan erneut ein Krieg auf europäischem Boden entfesselt wurde. Es ist ein Moment des Mitgefühls: für all die Ukrainer, die nun auf der Flucht sind. Es ist ein Moment der Trauer: um all die Menschen, die jetzt sterben werden. Es ist ein Moment der Verzweiflung: hilflos mit ansehen zu müssen, wie ein Aggressor das friedliche Zusammenleben, das für Jahrzehnte in Europa Normalität zu sein schien, aufgekündigt.

Und, ganz zuletzt: Es ist ein Moment des Zweifels. Sind Worte wirklich der richtige Weg, um gegen die Ungerechtigkeit der Welt anzugehen? So wie die meisten Menschen, sind auch wir Schreibende getrieben von dem Wunsch, die Welt ein wenig schöner zu machen, ein wenig besser und vielleicht auch ein bisschen gerechter. Jetzt, nach vielen vergeblichen Worten, stellt sich die Frage, ob des Dichters Waffe nicht vielleicht doch nur ein stumpfes Schwert ist? Und das hehre Ziel der Aufklärung nur eine Selbsttäuschung?

Worte – daran will, daran muss ich weiter glauben – können helfen, Kriege zu verhindern. Worte können helfen, Menschen zu motivieren, zu unterstützen, zu verteidigen. Worte können zum Nachdenken anregen. Doch kein Wort wird diesen Krieg stoppen, so wie auch kein Wort all die vielen Kriege zuvor beendet hat. Dies sind die Zeiten der Taten, jeder auf seine Weise, jeder mit seinen Mitteln. Auf dass gemeinsam eine Kraft entsteht, die stärker ist als die Aggression, die uns bedroht.

Markus Stromiedel, deutscher Autor und Journalist, Texte: „Die Kuppel“ 2012, „Zone 5“ 2015, „Nacht frost“ 2018

Die Aufgabe der Literatur

(Dorothea Dieckmann)

26.2.2022

Er lächelte und sagte: »Von mir willst du den Weg erfahren?« »Ja«, sagte ich, »da ich ihn selbst nicht finden kann.« »Gibs auf, gib auf«, sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.

Franz Kafka

Tag eins. Es ist Krieg. Als die ersten Explosionen gemeldet werden, frage ich mich: Was ist mein Schreiben wert, wenn es nicht vom Krieg spricht?

Tag zwei. Kriegsnachrichten im Deutschlandfunk, dann ein Interview. Der Moderator spricht die Sprache des Krieges.

„Auf welcher Seite stehen Sie?“

„Wieso sind Sie so zurückhaltend, wenn Sie Partei ergreifen sollen?“

„Sie wollen Gespräche mit jemand, der sich in so einer Weise geäußert hat?“

„Können Sie sich wirklich vorstellen, sich mit diesem Mann wieder an einen Tisch zu setzen?“

Tag drei. Die Nachrichten bringen Flüchtlingszahlen. Ich möchte über den Krieg schreiben können, seine Wirklichkeit, seine Gegenwart. Ich lese die literarischen Empfehlungen von Maxim Biller, 2014: eine parteiliche, meinungsstarke, kasernentönende, autoritäre Kriegssprache.

„... wir dürfen nie wieder den Shitstorm der deutschen Kulturvolksfront fürchten, wir müssen ... über die Menschen sprechen, wie sie wirklich sind ... den trüben deutschen Bloß-nicht-auffallen-Konsens attackieren ... sollte aber immer eine Story sein, die voller Leben und Widersprüche ist ... nicht die leblosen, unehrlichen, indirekten Geschichten ... wilde, ehrliche, bis ins Mark ethnische und authentische Texte ...“

Ich frage mich: Was wäre mein Schreiben wert, wenn es den Krieg in der Sprache des Krieges anprangern würde? Ich wäre ein Kriegstreiber.

Tag vier. Die Nachrichten bringen Tote-Soldaten-Zahlen, Tote-Zivilisten-Zahlen. Was soll ich tun? Schreiben, schreien, schweigen? Ich lese Matthias Claudius.

*'s ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!*

*'s ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!*

*Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?*

*Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnot?*

*Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?*

*Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich herab?*

*Was hülf mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!*

„Kriegslied“ heißt es. Ich ahne, es spricht von mir.

Dorothea Dieckmann, deutsche Autorin, Kritikerin und Übersetzerin, Texte: „Sprachversagen“ 2002, „Guantánamo. Roman“ 2004, „Das Land mit seinen Kindern. Ein Nachtbrief“ 2021

Von alten Büchern und (vermeintlich) neuen Ereignissen

(Marko Martin)

Es hat mitunter etwas Anmaßendes, angesichts aktueller Ereignisse darauf hinzuweisen, dies alles sei doch bereits vor Jahren und Jahrzehnten in Büchern beschrieben worden – ein wohlfeiles „Nichts Neues unter der Sonne“, das im Verweis auf das vermeintlich eigene bessere Wissen kaltherzig abstrahiert von Tod und Leid *heute*. Allerdings müsste sich eine großäugige Naivität, die auf Demonstrationen und bei Mahnwachen nach wie vor das gleiche Pappschild mit der Aufschrift „Why?“ spazieren führt, fragen lassen, ob die Haltung eines Immer-wieder-von-Neuem-Überraschtseins nicht ebenfalls von beträchtlicher Ignoranz zeugt.

Fakt ist nämlich, dass der KGB-sozialisierte Vladimir Putin nicht erst seit dem 24. Februar 2022 über Leichen geht. Bereits die Präsidenten-Karriere jenes Mannes, der den Zerfall der totalitären Sowjetunion als die „größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet, war mit Mord und Lüge vorbereitet worden.

Und zwar mit jenen tschetschenischen, nachweislich jedoch vom russischen Geheimdienst orchestrierten Aanschlügen auf Wohnhäuser, die vor über zwanzig Jahren 367 Menschen das Leben kosteten und den Vorwand lieferten für die folgenden Kriegsverbrechen im Kaukasus, in deren Folge die Stadt Grosny auf die gleiche Weise zerstört wurde wie einst Warschau im Zweiten Weltkrieg.

Intellektuelle wie der französische Philosoph und Russland-Kenner André Glucksmann, die schon damals Vergleiche zogen, wurden indessen als „ewige Kalte Krieger“ belächelt und diffamiert. Ähnlich ging es den Büchern

von Manés Sperber oder Arthur Koestler, die lange vor 1989 gestorben waren und deshalb bis heute eher als Chronisten einer Zeit gelten, die vermeintlich nie wiederkehrt.

Wirklich nicht? Was die Dissidenten des 20. Jahrhunderts über stalinistische Auftragsmorde in Westeuropa, Repression und Verbrechen im Inneren, über Infiltration und „fake news“ *avant le lettre* geschrieben und veröffentlicht hatten, ist aktueller denn je. Und wer sich noch immer wundert, weshalb Putin so ganz anders ist als „unsere Politiker“ (über deren Schwächen oder gar Untaten sich in unseren Breiten ein jeder frei informieren kann), lese Alexander Sinowjews 1982 im Westen erschienenenes Buch über den „Homo sovieticus“.

Danach wird sich wohl nur noch schwerlich behaupten lassen, dass die Analyse-Methoden des Antitotalitarismus heute keinen Erkenntnisgewinn mehr versprechen. Nicht zuletzt mit Blick auf eine fortgesetzte westliche Naivität täte solches Lektüre-Erinnern gut. Interessanterweise weiß das sogar Putin: Kein Zufall, dass er kurz vor Kriegsbeginn die legendäre Menschenrechtsorganisation „Memorial“ hatte verbieten lassen; die Erinnerung an die kommunistischen Verbrechen von einst störte zu Recht den neokonservativ-völkischen Massenmörder von heute. Nehmen wir ihn endlich ernst.

Marko Martin, Jahrgang 1970, verließ im Mai 1989 als Kriegsdiensttotalverweigerer die DDR und lebt, sofern nicht auf Reisen, als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschienen der Erzählband „Die Unschuldigen von Ipanema“ und das literarische Tagebuch „Die letzten Tage von Hongkong“.

Eine Niederlage von Politik und Literatur

(Jochen Rausch)

Putins aggressiver Angriffs-Krieg gegen die Ukraine dominiert die Debatte, in den Medien, im Privaten. Das Erschrecken ist groß, wir alle wähten uns in einer Sicherheit, die es wohl gar nicht gab. Über Nacht erscheint unsere Wohlstands-Demokratie schutz- und wehrlos, Fernseh-Diskussionen oder Leitartikel übers Gendern, Tempolimits oder leergefegte Klopapier-Regale wirken mit einem Mal grotesk. Nebensächliches übertönte und überstrahlte alle Warnungen. Nun ist unsere Sorglosigkeit dahin, vielleicht für Jahrzehnte, jetzt, da wir in aller Brutalität spüren, dass unsere Welt Despoten und ihren unkalkulierbaren Machtgelüsten ausgeliefert ist. Fassungslos schauen wir zu, wie gefallene russische und ukrainische Soldaten im Schnee liegen, in Marsch gesetzt von Putin, der seine widerliche Machtlust auch an der ukrainischen Zivilbevölkerung auslässt und mit maskenhaftem Botox-Gesicht die Welt in Angst und Schrecken versetzt.

Im Nachkriegsdeutschland verloren wir in den 1980er Jahren die Angst vor dem Krieg. Spätestens seit dem Ende des „Kalten Krieges“ sah sich der Westen als der überlegene, digital agierende Sieger der glücklicherweise nie eskalierten Machtprobe zwischen Ost und West. Das Silicon Valley schien Moskau, Peking oder Pjöngjang uneinholbar voraus.

Zwei Kindheits- und Jugend-Erinnerungen, die nun wieder wach wurden: Als im November 1963 im Radio das Attentat auf John F. Kennedy durchgegeben wurde, sagte mein Vater (Sanitäter der Deutschen Kriegsmarine 1939–1945): „Jetzt gibt es Krieg“, woraufhin meine Mutter in Tränen ausbrach und wir Kinder verstört und verängstigt zur Schule gingen. Dann Anfang

der 1970er Jahre, Bundeskanzler Willy Brandt (SPD), ein Auftritt in der Wuppertaler Stadthalle. Im Publikum fast nur Männer, viele ehemalige Soldaten, Kriegsversehrte, aber auch junge Menschen, die den Hoffnungsträger Brandt sehen und hören wollten. Brandt sagte: „Es darf nie wieder Krieg geben in Europa“.

Die Menschen applaudierten, viele mit Tränen in den Augen, stimmten die „Internationale“ an. Ich war Schüler und verstand in diesem Augenblick, worum es in der Politik jener Zeit ging: Um die großen existenziellen Fragen des Lebens, Krieg und Frieden, Freiheit und Sicherheit. Und nun bombt Putin fünfzig Jahre später Europa in diese Zeit zurück, die längst überwunden und vergangen schien.

Immer wieder und immer noch erinnert die Literatur an die Monstrosität von Krieg, Faschismus, an den Holocaust. Eine wichtige, auf das Existenzielle konzentrierte Arbeit, hinausgehend über die Lebensdauer der Zeitzeugen. Autorinnen und Autoren übernehmen deren Rolle, beschreiben den Schrecken des Krieges. Millionen haben die Bücher gelesen, die Filme gesehen, die Hörspiele gehört. Aber einen Putin und seinen Krieg gegen die Ukraine hat es nicht verhindert, ebenso wenig Trump, Kim Jong Un, Orbán oder andere Despoten.

So ist der Krieg in der Ukraine auch eine Niederlage für die Politik und die Literatur: Es ist nicht gelungen, Brandts Plazet – „Es darf nie wieder Krieg geben in Europa“ – eine dauerhafte Realität werden zu lassen. Eine wichtigere Zukunftsaufgabe, als aus diesem Versagen zu lernen und die richtigen Schlüsse zu ziehen, kann es nicht geben.

Jochen Rausch, deutscher Musiker, Journalist (Programmchef von Radio 1LIVE) und Autor, Texte: *Krieg* 2013, *Im Taxi. Eine Deutschlandreise* 2017

Symbolische Orte werden nicht zu realen Orten

(Monika Wolting)

Das gegenwärtige Handeln Russlands in der Welt ähnelt in seiner Struktur der Handlung einer griechischen Tragödie. Das bedeutet, dass unabhängig davon was der Hauptprotagonist jetzt noch tun würde, wird er schuldig bleiben, wird sein Werk nicht vollbringen und wird alle Mitbeteiligten ins Unglück und Unheil stürzen. Es wird keinen Gewinner geben können. Der Traum vom vereinigten Russischen Reich wird im Auftreten eines Einzelgängers gegen die ganze Welt realisiert. In dieser Vorstellung ist die Ukraine mit ihrer Hauptstadt Kiew das zentrale Element des Russischen Reiches. Es soll ein Herrschaftsreich aus mythologischer Vorstellung in die reale Welt versetzt werden. Aber Mythen und Fiktionen, Metaphern und Idee fixe in Realität zu verwandeln, ist nicht möglich. Von der Unmöglichkeit dessen wissen die UkrainerInnen und die RussInnen. Die Ukraine ist in diesem Wahn ein symbolischer Ort, auf der Weltkarte aber ist Ukraine ein realer Ort. Symbolische Orte können nicht zu realen Orten werden.

Was kann Literatur tun? Sie kann durch das Entwerfen von Geschichten die Gegenwart radikal diskutieren, festgefahrene Perspektiven der Staaten durch lebendige Perspektiven der Bürger ersetzen, Begriffe wie Nation, Staat, Heimat, Autochtone Bevölkerung, Verwurzelung dezidiert in Frage stellen. Literatur kann keine politischen Lösungen anbieten, aber dafür neue Wege für gesellschaftliche Diskussionen eröffnen, neue Impulse für eine neue Politik geben.

C A S
S A N
D R A

Leseempfehlungen

Die ukrainische Fotografin und Autorin Yvgenia Belorusets berichtet in ihrem auf Spiegel online erscheinenden [Kriegstagebuch](#) von ihren Erfahrungen und Beobachtungen in der Ukraine.

Das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels setzt sich kritisch mit den Forderungen nach einem [kulturellen Boykott](#) Russlands auseinander und dokumentiert entsprechende Aufrufe.

Unter dem Motto „Skip Putin“ wenden sich Schriftsteller:innen mit einem [Aufruf](#) an alle Menschen, die Russisch sprechen:

„Bitte nutzen Sie alle Kommunikationsmittel. Telefon. Messenger. Email. Erreichen Sie die Menschen, die Sie kennen. Erreichen Sie Menschen, die Sie nicht kennen. Sprechen Sie die Wahrheit aus. Wladimir Putin ist blind und taub, vielleicht hören die Menschen in Russland auf diejenigen, die ihre Sprache sprechen.“

Über das Cassandra Projekt

Das Projekt Cassandra stellt ein Frühwarnsystem der besonderen Art dar. Es operiert nicht auf der Basis von Big Data oder demoskopischen Umfragen, benutzt nicht die Erkenntnisse von Geheimdiensten oder diplomatischen Aktivitäten, sondern stützt sich auf das größte Archiv individueller und kollektiver Empfindungen, Erinnerungen, Meinungen: das der Literatur.

Kontakt:

Prof. Dr. Jürgen Wertheimer

(Universität Tübingen)

juergen.wertheimer@projekt-cassandra.net

Prof. Dr. Monika Wolting

(Universität Wrocław)

monika.wolting@uwr.edu.pl

C A S
S A N
D R A